

FORUM

MAGAZIN DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM KANTON ZÜRICH

3. Mai – 6. Juni 2025 | Ausgabe 5



Schritte zurück nach vorn

Vor 500 Jahren wurde die Täuferbewegung gewaltsam aus Zürich vertrieben. Heute kehren ihre Nachfahren zurück, um ihre Wurzeln zu entdecken.

Seite 4

13 — Lange Nacht der Kirchen

Zwei Angebote aus dem grossen Wundertütenprogramm.

16 — Maria auf der Strasse

Ein Marienporträt, das die Mutter von Jesus an unserer Seite sieht.

32 — 360°

Auf dem Kirchturm von Liebfrauen in Zürich.

Schritte der Versöhnung

Vor 500 Jahren wurde die Täuferbewegung in der Schweiz von den etablierten Kirchen unnachgiebig verfolgt. Erst seit kurzem wird sie als Schwesterkirche gewürdigt.

Von Peter Dettwiler (Text) und Roland Tännler (Fotos)

Viele Nachfahren der ersten Täufer besuchen in der Schweiz die Stätten ihrer ebenso reichen wie schmerzhaften Geschichte. Roland Tännler hat bei der Täuferhöhle in Bäretswil den Besuch konservativer Mennoniten und Amischer aus den USA fotografisch festgehalten.



Ich führe meine Studienkollegen aus Richmond, Virginia, durch Zürich. Ich als reformierter Schweizer, sie als Teil der amerikanischen Täufer-Bewegung. Es ist das Jahr 2000, und ich komme in grosse Verlegenheit: was soll ich ihnen zeigen? Es gibt ein Denkmal für Zwingli bei der Wasserkirche, ein Denkmal für seinen Nachfolger Bullinger am Grossmünster und auf der Rückseite das reich bebilderte Portal, welches die Geschichte der Reformation erzählt – aber keine Spur von der Geschichte der Täuferbewegung! Zum ersten Mal betrachte ich Zürich aus täuferischer Perspektive und realisiere: Diese Geschichte hatten wir Reformierten völlig verdrängt. Zürich war die «Zwinglistadt», aber nicht die Stadt von Felix Manz, der als erster Täufer am 5. Januar 1527 durch Ertränken in der Limmat hingerichtet wurde.

Die Nachfahren jener ersten Täuferinnen und Täufer hatten diesen brutalen Beginn ihrer Geschichte von Generation zu Generation weitergegeben. Ich realisierte, dass jährlich zahlreiche Gruppen und Familien nach Zürich an die Wiege ihrer Kirche pilgerten. Waren sie willkommen? Noch 1952 hatte der Stadtrat der mennonitischen Weltkonferenz das Anbringen einer Gedenktafel an der Limmat verweigert. Der radikale Flügel der Reformation Zwinglis wurde von Anfang an grausam verfolgt. Das Übel sollte an der Wurzel ausgerissen werden. Zürich wurde die hartnäckigen Taufgesinnten nach 130 Jahren und Bern nach rund 200 Jahren endgültig los. Die Geschichte schreiben die Sieger! Doch die Bewegung überlebte. Die vertriebenen täuferischen Gläubigen bewahrten ihre Identität und ihre Geschichte. Und heute kommen sie zurück nach Zürich, in die Täuferhöhle im Zürcher Oberland, ins Schloss Trachselwald im Emmental, wo sie heute noch die Gefängniszellen besichtigen, in denen ihre Vorfahren schmachteten.

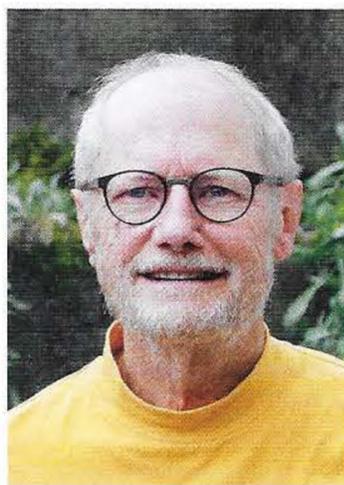
Mir wurde klar: Es war an der Zeit, ein deutliches Zeichen von reformierter Seite zu setzen. Zwar gab es seit den 80er Jahren einige zaghafte «Schritte der Versöhnung». Aber eine Gedenktafel an der Limmat fehlte immer noch. Das Gedenkjahr für Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger, geboren 1504, bot dazu Gelegenheit. Ein Anstoss von mennonitischer Seite führte zur Bildung einer reformiert-mennonitischen Kommission, die sich darum kümmerte. Am 26. Juni 2004 wurde die Gedenktafel eingeweiht im Beisein von täuferischen Gläubigen aus vielen Teilen der Welt. Ein Schuldbekenntnis von reformierter Seite bekräftigte diesen feierlichen Akt: Es anerkennt, dass dieses dunkle Kapitel in der reformierten Kirche lange verdrängt wurde und dass es an der Zeit ist, «die Geschichte der Täuferbewegung als Teil unserer eigenen Geschichte zu akzeptieren, von der täuferischen Tradition zu lernen und im Dialog mit den täuferischen Gemeinden das gemeinsame Zeugnis des Evangeliums zu verstärken». Nicht unbestritten blieb das mutige Bekenntnis, «dass die damalige Verfolgung nach unserer heutigen Über-

zeugung ein Verrat am Evangelium war und unsere reformierten Väter in diesem Punkt geirrt haben».

Nicht nur Reformierte, auch Katholiken verfolgten die Täufer blutig, im Tirol, in Deutschland und in den Niederlanden. In katholischen Schweizer Kantonen durften sich Täufer – wie die Reformierten – nicht ansiedeln. Nur im Jura konnten sie mit Erlaubnis des Bischofs von Basel in Bergregionen leben, solange sie nicht in den Dörfern missionierten. 500 Jahre nach dem «Zürcher Wurstessen», einem der Trennungsauslöser, setzten alle drei Beteiligten ein Zeichen der Versöhnung: Jürg Bräker, Generalsekretär der Konferenz der Mennoniten Schweiz, der damalige reformierte Kirchenratspräsident Michel Müller und der katholische Generalvikar Luis Varandas feierten am 6. März 2022 gemeinsam einen Gottesdienst im Grossmünster und predigten im Trialog.

Schritte der Versöhnung nach fast 500 Jahren? Macht das Sinn? Der mennonitische Historiker John Sharp, der bis heute immer wieder Reisegruppen aus Nordamerika nach Europa begleitet, schrieb: «Wenn ich jetzt am Westufer der Limmat stehe und die neue Inschrift der Gedenktafel lese, dann weiss ich: Diese Geschichte hat ein neues Ende gefunden. Wir sind berufen, im Kleinen und im Grossen für Gottes Versöhnung zusammenzuarbeiten. Mit dieser gemeinsamen Aufgabe ist uns nun auch Zürich zur Heimat geworden.» Das bedeutet: Mit dieser Gedenktafel und dem Bekenntnis von 2004 ist Zürich nicht mehr nur der Ort einer schmerzhaften Geburt der Täuferbewegung, sondern jetzt auch der Ort der Versöhnung, der einen neuen Blick auf die Geschichte ermöglicht und wo täuferische Gläubige willkommen sind und wissen: Unsere Geschichte ist nicht mehr verdrängt und vergessen. Reformierte sehen uns als Schwesterkirche.

Was können Katholiken, Reformierte und Täufer voneinander lernen? Das Zürcher Bekenntnis von 2004 ermutigt dazu, «... den radikalen Ansatz der Täuferbewegung, als eine freie Gemeinschaft von entschiedenen Gläubigen Salz der Erde und Licht der Welt zu sein und die Botschaft der Bergpredigt konkret umzusetzen», zu achten. Wenn das Motto des Jubiläums «500 Jahre Täuferbewegung» lautet: «Mut zur Liebe», dann ist eben damit jener Mut gemeint, der sich vorbehaltlos für den Frieden einsetzt und sich nicht scheut, auch dem Feind die Hand zu reichen. Die etablierten Kirchen haben die radikale Botschaft der Bergpredigt immer wieder relativiert und sich bis heute von nationalen Machtinteressen vereinnahmen lassen. Wo bleibt die Stimme der Kirchen gegen die rasant um sich greifende Aufrüstung? – Ein weiteres Erbe der Täufertradition ist das Bemühen um eine christliche Gemeinschaft. In der Nachfolge von Jesus nehmen sie sein Versprechen ernst: dass er mitten unter denen gegenwärtig ist, die sich in seinem Namen versammeln.



Peter Dettwiler (*1950) war 17 Jahre Gemeindepfarrer. Von 1993 bis 2015 war er Beauftragter für Ökumene, Mission und Entwicklung der Ev.-ref. Landeskirche Zürich.



Jährlich pilgern viele Familien und Gruppen der Täuferbewegung zur Wiege ihrer Kirche.

Die Verfolgung der Täufer in der Schweiz war ein Verrat am Evangelium.

Was können umgekehrt die täuferischen Gläubigen von der reformierten Tradition lernen? Larry Miller, damaliger Generalsekretär der Mennonitischen Weltkonferenz, sagte am 26. Juni 2004 im Grossmünster: «Aufgewachsen in einer mennonitischen Kirche ... lernte ich früh zu bekennen: Jesus ist der Herr». Doch die tiefe Überzeugung, dass Jesus der Herr der Geschichte und der Schöpfung ist, verdanke ich reformierten Christen.» Jesus als Herr der Geschichte zu verstehen, impliziert, dass Christinnen und Christen gerufen sind, sich auch in Politik und Gesellschaft einzubringen. Aufgrund der jahrhundertelangen Verfolgung hielten sich die Täufer lange von Politik und Gesellschaft fern. Heute sind sie nicht nur stark in der Friedens- und Versöhnungsarbeit, sondern manche auch politisch aktiv.

In den 20 Jahren meines Engagements für die Versöhnung zwischen Taufgesinnten und Reformierten wurde mir klar: Jede Kirche und kirchliche Gemeinschaft hat ein Charisma, das Gott ihr anvertraut hat. Wenn wir es nicht eifersüchtig für uns hüten, sondern einander gegenseitig daran Anteil geben, werden wir bereichert und füreinander und für die Menschen zum Segen. ■

Stichworte zur Täuferbewegung

Beginn

1525: Georg Cajacob, genannt «Blaurock», lässt sich als Erwachsener in Zürich taufen und markiert so den Beginn der Täuferbewegung. Die reformierte Zürcher Staatskirche sieht in den Täufern eine Bedrohung und verbietet ihre Zusammenkünfte. Im Januar 1527 wird der Prediger Felix Manz in der Limmat ertränkt. Viele Täufer verlassen daraufhin Zürich.

Verfolgung

Die Taufregister, die bei der Kindertaufe erstellt wurden, waren damals die einzige Möglichkeit, alle Bürgerinnen und Bürger zu erfassen. Die Armee war überlebenswichtig, Eide sicherten im Handel Loyalität. Deshalb wurden die Täufer als Angriff auf die bürgerliche Ordnung gesehen, brutal verfolgt und gewaltsam aus der Schweiz vertrieben.

Fluchtwege

Dort, wo sich die geflohenen Täufer niederlassen, entstehen neue Täufergemeinden. Zuerst in Süddeutschland, den Niederlanden, dann über Polen bis Sibirien und Amerika. Bald nennen sie sich Mennoniten, nach einem ihrer frühen Pastoren Menno Simons. Rund um Jakob Hutter bilden sich die Hutterer, rund um Jakob Ammann die Alttäufer, die später in Amerika als Amische bekannt werden.

Vorreiter

Das Prinzip der Gewaltlosigkeit hat Taufgesinnte zu Spezialistinnen und Spezialisten in der Friedensarbeit gemacht. Mit ihrem Wunsch nach Schutz für religiöse Minderheiten, der Forderung nach Trennung von Kirche und Staat und der Glaubensfreiheit kann man sie als Vorreiter moderner Werte sehen.

Glaube

Täuferinnen und Täufer gelten als radikaler oder linker Flügel der Reformation. Sie wollten konsequent Jesus und der Bibel nachleben. So verweigerten sie Kindertaufe, Kriegsdienst und das Schwören eines Eides, organisierten ihre Gemeinden unabhängig vom Staat und lehnten jede Form von Hierarchie ab.

Heute

In der Schweiz gibt es 13 Mennoniten-Gemeinden mit insgesamt 2100 getauften Mitgliedern. Sie sind in der Konferenz der Mennoniten der Schweiz zusammengeschlossen. Weltweit gibt es 1,5 Millionen Mennoniten in 75 Ländern. Daneben gibt es Alttäufer, Amische und viele weitere Gemeinschaften, die auf die Täufer zurückgehen. (bl)

Die ersten Mitglieder der Täuferbewegung flohen vor ihren Verfolgern in eine Höhle bei Bäretswil. Heute ist die Täuferhöhle ein Gedenkort und ein Mahnmahl.



Gewalt ist das Problem, nicht die Lösung

Die Täuferbewegung lehnt seit jeher Waffengewalt ab.
Hansuli Gerber erklärt, was das heute bedeutet.

Von Beatrix Ledergerber-Baumer (Text) und Christoph Wider (Porträt)

Hansuli Gerber, Sie haben sich Ihr Leben lang mit Friedensarbeit beschäftigt. Wie geht es Ihnen mit dem aktuellen Wiederaufflammen von Diktaturen, Gewalt und Krieg?

Es belastet mich, und es beschäftigt mich, was es mit den Menschen um mich macht. Wie können wir der Realität in die Augen schauen, ohne zu verzweifeln oder uns total zurückzuziehen? Mir persönlich helfen die Natur, Stille, Musik: ich nehme mir bewusst Zeit für die Schönheit. Ich suche das Gespräch mit Menschen, die anders denken, und trage Sorge zu den Menschen um mich. Ich schaue nicht alle Nachrichten, aber informiere mich gezielt aus unterschiedlichen Quellen, denen ich vertraue.

Vor 80 Jahren wurde der Zweite Weltkrieg beendet, es folgten Abrüstung und Schritte zur Friedenssicherung. Doch jetzt sind wir gefühlt wieder so weit wie vor dem Zweiten Weltkrieg.

Leider ist das so. Uns Europäern erscheint dies jetzt schlimm, doch viele Menschen anderswo erleben Bedrohung und Not schon länger. Wir sehen uns heute nicht nur einer Bedrohung durch einen grossflächigen Krieg gegenüber, sondern in vielen Ländern auch einer erneuten Bedrohung durch den wiederaufflammenden Faschismus, der durch eine nationalistische und antilibérale Ideologie geprägt wird. Faschismus bringt immer auch Krieg ... Mir macht ausserdem aktuell die verbreitete Behauptung Angst, dass jetzt eine grosse europäische Aufrüstung absolut nötig ist. Die weltweite Rüstungsindustrie ist riesig, und niemand hat die Verflechtungen zwischen Staaten und dieser Industrie richtig im Griff, sie werden auch nicht offenlegt. Waffen, die produziert werden, wollen früher oder später eingesetzt werden.

Leider zeigt die Erfahrung, dass es militärischen Widerstand braucht, sonst gäbe es die Ukraine bereits nicht mehr.

Ich würde niemals dem ukrainischen Volk sagen, dass sie sich nicht verteidigen sollen. Was ich befürchte, ist jedoch die einseitig militärische Sicherheit, die nun gesucht wird. Der Schutz besteht von mir aus gesehen nicht vorwiegend in militärischen Mitteln, sondern wirtschaftlich, politisch,

kulturell und sozial. Und in der Aufarbeitung von tiefer liegenden Konflikten. Und was ist mit der Klimabedrohung, die ausgeblendet wird? Die Aufrüstung frisst das Geld für diese anderen, wichtigen Anliegen der Friedenssicherung.

Das funktioniert nur, solange nicht eine Seite militärisch angreift.

Die Frage ist: lässt sich ein machtgieriger Kriegsgegner mit Waffen stoppen? Es kann vordergründig gelingen, aber der Konflikt bleibt ungelöst und schwellt in anderer Form weiter. Gewaltsame Macht ablösungen führen oft vom Regen in die Traufe oder in eine vorübergehend mildere Form von Ausbeutung. Eine wissenschaftliche Untersuchung von 2011 hat ergeben: Gewaltfreie Kampagnen sind fast doppelt so erfolgreich wie bewaffnete Kämpfe. Im Falle des aktuellen Angriffskrieges geht es aber wie gesagt nicht darum, sich ohne Widerstand einnehmen zu lassen. Man darf einfach nicht aus den Augen verlieren, welche Spirale der Gewalt Krieg und Aufrüstung auslösen. Man muss immer wieder auch andere Wege zum Frieden suchen.

Welches sind andere Wege, die aus Konflikt und Krieg führen?

Zuerst müssen wir klar unterscheiden zwischen Konflikt und Krieg. Krieg ist und bleibt immer zerstörerisch. Konflikte hingegen sind notwendig und unumgänglich. Sie haben zwar ein gefährliches Potential, aber eigentlich bringen sie uns als Einzelne und als Gemeinwesen weiter: Sie weisen hin auf Missstände und fordern notwendige Veränderungen. Gewalt ist nicht eine Folge des Konfliktes, sondern das Gegenteil davon. Sobald man Gewalt einsetzt, ist man raus aus der Konfliktarbeit.

Und wie sieht Konfliktarbeit aus?

Aus der täuferischen Friedenstheologie heraus hat sich der Ansatz der Konflikttransformation entwickelt, den der mennonitische Soziologe John Paul Lederach ausformuliert hat. Ein Konflikt hat das Potential einer nötigen, überfälligen Veränderung in sich. Je später diese Veränderung passiert, umso schwieriger ist es, diese gewaltfrei zu gestalten. Konflikttransformation schaut also nicht in erster Linie zurück, wie der Konflikt entstanden ist,



Hansuli Gerber (*1954) war Sekretär des Internationalen Friedenskomitees der Mennonitischen Weltkonferenz und Sekretär von IFOR-MIR Schweiz (Internationaler Versöhnungsbund).

sondern in die Zukunft: wohin wollen wir gelangen? Was muss sich verändern, damit es allen involvierten Parteien besser geht? Dieser Ansatz erfordert grosse Vorstellungskraft, um sich die Veränderung, die ja noch nicht da ist, vorstellen zu können.

Das tönt theoretisch gut, aber ist das umsetzbar?

Als in Kroatien, Bosnien und Serbien Anfang der 90er Jahre durch kriegerische Handlungen Menschen aus allen Teilen des ehemaligen Jugoslawiens einen sicheren Zufluchtsort suchten, hatte das Mennonite Central Committee (MCC) in diesen Regionen langjährige Kontakte. Es galt nun, die Menschen, die einander vertrauten, in der plötzlich anfallenden Flüchtlingsarbeit zu unterstützen und sie gleichzeitig zu ermutigen, ihre Beziehungen über die kriegerischen Grenzen hinweg aufrechtzuerhalten und so ein anderes Narrativ zu pflegen als das, welches durch die Propaganda geschürt wurde. Kirchen, welche sich vorher distanziert und skeptisch gegenüberstanden, arbeiteten nun zusammen, um den Flüchtlingsströmen gerecht zu werden. Der Krieg wurde damit nicht gestoppt, doch vielen Menschen wurde geholfen. Manche liessen

sich dadurch nicht zum Hass verleiten und schafften es, angesichts der Propaganda standzuhalten.

Man kann also keine Friedensstifter einfach einfliegen ...

Vermittelnde von aussen können helfen, aber letztlich in einem bewaffneten Konflikt nicht viel ausrichten. Es braucht Strategien, um Schritte zu einem gerechten Frieden mit den Menschen vor Ort zu entwickeln. Solche Peacemaker-Projekte wurden von Mennoniten in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts entwickelt. Es geht darum, persönliche und kollektive Beziehungen vor Ort zu pflegen, um Vertrauen aufzubauen und nach den Voraussetzungen für die Überwindung von destruktiven Mustern und gemeinsamen Wegen in die Zukunft zu fragen. Eine internationale Präsenz in Krisengebieten hat sich aber auch bewährt, um Übergriffe einzudämmen.

Menschen, die sich dem täuferischen Glaubenserbe verbunden fühlen, lehnen Militärdienst ab. Ist es nicht ein wenig billig, die eigene Seele rein zu halten, während andere die Verteidigungsarbeit leisten müssen?

Die Seele rein halten kann man so oder so nicht. Wenn ich mein Handy benutze, bin ich schon ein Komplize von ausbeuterischen Praktiken, um die nötigen seltenen Erden zu gewinnen. Wir können unsere Seele verlieren, im Rausch nach Konsum, Macht oder Geld. Aber retten können wir die Seele sowieso nicht selber. Wir sind angenommen und geliebt als Kinder Gottes und versuchen, das Beste daraus zu machen, so wie wir es verstehen.

Dann kann man aus Sicht der Täufergemeinschaft auch Militärdienst leisten?

Die Täufergemeinden empfehlen den Zivildienst, aber es ist jeder Person überlassen, nach ihrem Gewissen zu handeln. Taufgesinnte, die den Militärdienst für sich persönlich ablehnen, möchten damit daran erinnern, dass Jesus selbst keine Waffe benutzt und sein Leben nicht mit Gewalt zu retten versucht hat. Das heisst aber nicht, dass er alles hingenommen hätte: er konnte durchaus Aggression zeigen, wo Unrecht, Betrug und Lüge offensichtlich waren, wie bei der Tempelreinigung. Die Täufergemeinden möchten aufzeigen, dass Gewalt das Problem ist, das sich als Lösung ausgibt. Die einzige nachhaltige Antwort auf Gewalt ist die Gewaltlosigkeit, die Jesus vorgelebt hat.

Ein Staat muss sich gegen Angreifer wehren können, und er braucht eine Ordnung, die durchgesetzt werden muss ... das geht nicht immer gewaltlos.

Unsere pazifistische Tradition ist aus den Erfahrungen der ersten Täufer entstanden, die den damaligen Staat als ungerecht und gewalttätig erlebten, vor allem gegenüber den Besitzlosen und Armen. In friedenskirchlicher Sicht ist es nicht die Aufgabe der Kirche, den Staat zu retten. Einige Täufer wollten um 1530 den Staat mit einem Gottesstaat ablösen, doch das endete katastrophal. Die Auffassung innerhalb unserer täuferischen Gemeinschaft, dass Christen kein politisches Amt annehmen, hat sich dann noch lange gehalten, wird heute noch von Amischen und konservativen Mennoniten vertreten. Der Staat ist immer in Versuchung, der Verbindung von Reichtum und Macht stattzugeben auf Kosten der Minderbemittelten. Das war im 16. Jahrhundert der Auslöser des Bauernkriegs. Wir sehen das jetzt gerade in den USA. In der Schweiz haben wir das Glück, dass die Gewaltentrennung intakt ist und der soziale Rechtsstaat relativ gut funktioniert. Im Kanton Bern hatten in den vergangenen Jahren je eine Mennonitin und ein Mennonit das Präsidium des Grossrats inne. Es geht nicht um schwarz oder weiss, sondern um das Abwägen, in welcher Situation wir auf welche Weise Jesus nachfolgen können.

Wir stehen weltpolitisch in einer schwierigen Situation. Gibt es Auswege?

Uns ist es lange sehr gut gegangen. Nun gelangen wir in vielen Bereichen an eine Grenze, wo die Situation in Gewalt kippen kann. Gewaltloser ziviler Widerstand ist da nötig, wo Unrecht und Gewalt um sich greifen. Das geht nicht von selbst, und eine Person allein kann das nicht leisten. Es braucht Menschen mit Mut und Risikobereitschaft, die vorgehen – und es braucht Demut und enorm viel Selbstdisziplin. Man kann das lernen! Es geht darum, Gerechtigkeit und Frieden zu verbinden. ■

500 Jahre Täuferbewegung

–Jubiläumsanlass

Mut zur Liebe:

500 Jahre Täuferbewegung

29. Mai, 10.30 bis 16.00 Uhr,
rund ums Grossmünster, Zürich.

Workshops, Konzerte, Ausstellungen,
Podiumsdiskussion, Stadtrundgang.

Alle sind eingeladen.

Keine Anmeldung. Kostenlos.

17.00 Uhr, Grossmünster Zürich:
ökumenischer Abschlussgottesdienst

–Ausstellung

Verfolgt, vertrieben, vergessen

Die bewegte Geschichte
des Täufertums im Kanton Zürich,
mit Rahmenprogramm.

Montag bis Freitag, 13–18 Uhr

Samstag, 13–16 Uhr,

bis 14. Juni,

Zentralbibliothek Zürich,

Predigerplatz 33

–Film

Kinder des Friedens

Die Geschichte der Familie Gerber im Jura zeigt
ein Stück Täufergeschichte. Das hohe
Friedensideal wird immer wieder auch zum
Prüfstein für die Täufer selbst.



–Weitere Veranstaltungen zum Täuferjubiläum

Im Kanton Zürich,

Mai bis September:

Referate, Exkursionen,

Ausstellung, Konzert

www.anabaptism500.ch